

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 49

Artikel: E Gang dür die alti Bärnermäss
Autor: Gfeller, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646766>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schleppt und der sich dann draußen in der Waldhütte zum guten, verführten, helfenden Menschen durchringt. Wenn wir an dieser Gestalt unser Mitgefühl für alle vom Leben Hintangesetzten wärmen und stärken, wenn wir uns durch sie aufs neue stärken lassen in der Erkenntnis, daß nicht das Guthaben das Glück ausmacht, sondern das Gutsein, dann haben wir der Dichtung zu der gewollten Wirkung verholfen. Und wenn sich diese Wirkung in Tausenden vollzieht, dann hat der Dichter durch seinen Idealismus in der Tat die Welt schöner und besser gemacht.

Bokharts Gestalten müssen Eindruck machen; denn sie sind durch die Mittel bester Kunst lebendig gemacht. So lebendig, daß man erschüttert nachfühlt, was in dem Einsiedler vor sich geht, da er das Geld auf dem Steinaltar verflucht. Seiner Kunst gelingt es, Idealisten glaubhaft werden zu lassen wie den Gemeindepräsidenten in der zweiten Geschichte, der die Ehre des Dorfes und damit seine eigene durch die Schmuggler und Kriegsspekulanten geschändet sieht und diese Schande nur mit dem Opfer seines Lebens glaubt abwischen zu können. Oder wieder jenen Handelskommissar der letzten Erzählung, dem das Morden des Weltkrieges so das Gemüt erschüttert, daß er glaubt, als Friedensapostel auftreten zu müssen, und der sich dabei in Widersinn und Schuld verstrickt, bis sich ihm das Zuchthaus als Stätte der Sühne öffnet. Daß der Dichter hier nicht spottet und witzelt, muß ihm jeder danken, der solche Erscheinungen der Zeit — unserer zerrütteten und verwirrten Zeit — zu begreifen und zu verstehen sucht.

Jacob Bokharts Dichterherz schlägt mit und für die Jugend. Wie väterlich warm fühlt er nicht mit dem aus dem Studiengeseß geworfenen Josua Gröbler und wie verständlich und liebevoll führt er ihn nicht wieder auf den Weg zum tatwollenden Leben zurück.

Bokhart ist überhaupt ein großer Verstehen. Für den alten Ulrich Winkler, der als ein zweiter Michael Kohlhaas wegen die sein Bauerntum verschlingende Stadt und ihre Spekulant und zuletzt hochbeinig auch gegen den Staat und das Gesetz ankämpft, hält er vor dem Richter ein Plädoyer von überzeugender Kraft und Herzensgüte; nicht das Bäuerlein mit seinem unentwegten, wenn auch etwas traurigen Rechtsgefühl, sondern die rücksichtslose Habgier unserer Zeit steht hier vor Gericht.

Bokharts Kunst wird von Jahr zu Jahr reiner und tiefer. Seine Bücher sind eine wahre Herzensstärkung und können in unserer richtungslosen und ideenarmen Gegenwart nicht warm genug begrüßt werden.

Des alt Pfarrers J. G. Birnstils neuestes Erzählbuch „Sonne und Wolken überm Juagendland“ (*), ist wieder ein Buch voll köstlicher Poesie und goldenen Humors. Es erzählt in einer Reihe längerer und kürzerer Stücke von Neujahrs- und Weihnachts- und Ostererlebnissen aus des Dichters Juagendzeit, von andern kleinen Erlebnissen: wie das Herakotskäferlein an den winterabendlichen Familientisch köstliche Unterhaltung brinat, wie der 13jährige Toggenburgerhube — der Dichter selber — nach Stutthart kommt, eine gefüllte Brieftasche findet, mit den drei Talern Funderlohn Wilhelm Busch-Bücher kauft (darunter die schöne Helena) und mit diesem Kauf Enttäuschung über Enttäuschung erlebt; wie er später den Wilhelm Busch mit Freunden wieder begegnet: „Mir war, als spiele ein feines Lächeln um seine Mundwinkel. Und ich hörte ihn, während er aleich Papa Rolte den Finger an die Nase leate, gesalich plaudern: Ja — was ich eigentlich sagen wollte:

Es war zu früh — ich sag' dir's unverfroren.

Du warst nicht völlig trocken hinter den Ohren!“
und so weiter.

*) Verlag Helbing & Lichtenhahn. Geb. Fr. 5.—.

Birnstil ist ein Meister der Erinnerungserzählung. Der leichte und doch so gefühlsgesättigte Blaudestil, der die Erinnerungsbilder wie leuchtende Perlen an den Gedankenfaden reißt, steht ihm wie selten einem Dichter zur Verfügung. „Wie war es schon? — Ach ja, so war es...“ und dann fängt er an und ist gleich mitten drin in der urheimeligen „Es war einmal“-Stimmung. Schier unerschöpflich ist der Schatz seiner Jugenderinnerungen. Von ihm gilt, was er von seinem originellen Onkel erzählt: „In allen Taschen und sogar in den kurzen Ärmeln seines Rockes schien er schöne Geschichten aus alten und neuen Zeiten zu haben.“ Immer aber sind bei ihm diese Jugendbilder im Spiegel der Lebensweisheit geschaut und zu seelisch vertieften wohl abgerundeten Kunstwerklein gestaltet. Ein Musterbeispiel dieser Kunst ist die feine Skizze „Mini Mutter ist e Schwyzeri“, in der der Dichter, anknüpfend an ein frohgeschautes Soldatenbildchen, von einer tapfern Arbeiterfrau erzählt, die ihre Familie durch Fleiß und unentwegten treuen Sinn in die Höhe brachte. Es muß auch ein treuer Arbeiter im Weinberge des Herrn gewesen sein, der so tief ins Volksleben hineinblicken konnte und so hilfsbereit sich der Notbedrängten annahm.

Birnstil weiß besonders gut die tröstlichen Seiten des nicht immer leichten Lebens ins rechte Licht zu rücken. Wie man auch aus schlimmen Erfahrungen eine gute Lehre ziehen kann, lehrt das letzte Geschichtlein des Buches. Wir glauben seinen berühmten Kollegen aus dem Wiesental zu hören und dessen gütig-weißes Lächeln zu sehen, wenn wir den letzten Satz des Buches lesen: „Die Hauptsache ist nur, daß man den Kopf nicht verliere und in allem etwas lerne!“

Auch ein positiv eingestellter Volksdichter, wenn auch etwas leichterer Art und Kunst, ist der Züricher Sekundarlehrer Ernst Eschmann. Sein neuester Erzählband „Die Quelle“ (*) schildert Schicksale und Charaktere aus dem Zürcher Volksleben. So erzählt er im ersten Stück, wie ein Glücksfall ein schwer ringendes Schuldenbäuerlein schier aus dem rechten Geleise wirft, indem das Geld, das der Verkauf einer Quelle ihm einbringt, in ihm die Habgier und den Unfrieden entfacht; doch stehen ihm Menschen mit redlichem Sinn und ein liebes Kind zur Seite, sodaß er den Weg zurück zum guten Leben wieder findet. — Auch die zweite der vier Erzählungen des Buches ist eine Dorfgeschichte mit Kampf und gutem Ausgang. Der alte hartköpfige, aber ehrenfeste und aufrechte Dorfschulmeister widersteht dem Industriemagnaten und Geldprohen, der mit seiner Fabrik Unheil über das Dorf bringt, und triumphiert zuletzt über ihn in einer glänzenden Wiederwahl.

Eschmanns Erzählungen erwecken nicht den Eindruck, als hätte der Autor sich schwer um psychologische Vertiefung und um künstlerische Durcharbeitung bemüht. Sie wenden sich an ein wenig anspruchsvolles Publikum. Als Volksliteratur gewertet, darf man ihnen immerhin ihre schlicht natürliche, das Geschehen in lebhaftem Flusse haltende Vortragsweise und ihre positive, auf das Gute und Wahre gerichtete Tendenz rühmen.

H. B.

® Gang dür di alti Bärnermäß.

Von R. Gfeller.

No öppis vom Chafelmärit.

A d'r Mäß het z'älbisch d'Grabepromenade es rächts intressants Bild bote. Was het me schöners welle gseh, als üse guet, alt Chafelmärit mitt's im Hätz vo d'r Schtadt. Unter de Linde vo d'r Promenade si albez d'r aanze Längi nah i grader Linie sächs Kenhe dekti Gschirrschänd ufgeschüttelt gi, die d'm Grabe-n-es rächts heimeligs

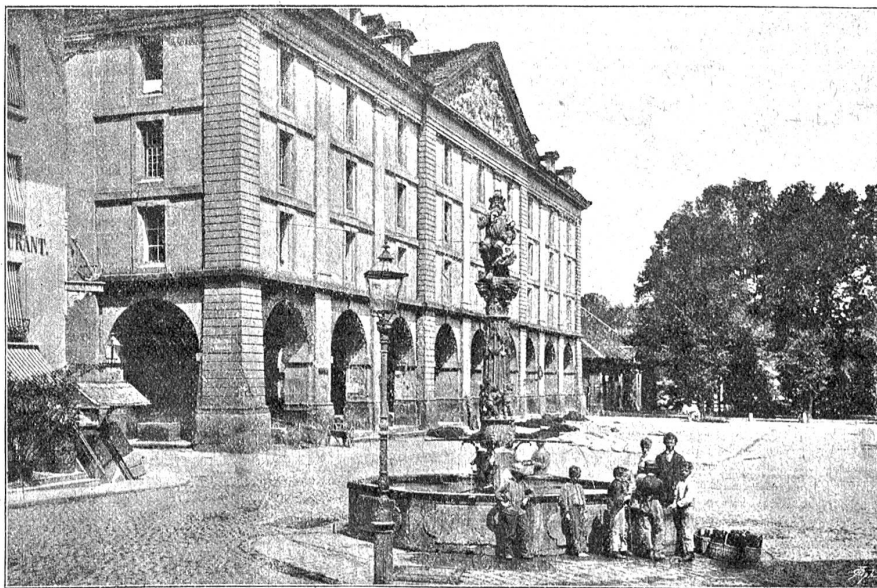
*) Verlag Drell Rütti. Geb. Fr. 7.—.

Gepräg verleit hei. Hinter jeder Kenne gäge d'Schüttli zue si de Chachelilüt ihri Wäge gschtaude; si hei ungfähr usgfeh wi d'Zigünerwäge, nume-n-öppis größer, mit große, höche Böge u wyhe Tücher überspannt. Di Wäge hei de Chachelilüt teilwys als Nachtlager oder zur Aufbewahrung vom Gschirr dienet.

D'Bärnermäz findet vo jehär zwöi Mal im Jahr shtatt u duuret jewile vierzäh Tag. D'r erschte, die geng acht Tag nach Ostere chumt, seit me Früehligsmäz, währed di zwöiti, sogenannti Herbstmäz, jewile mit em Chachelimärit uf e letscht Mändig vom Wintermonet fällt. D'r Houpmärit, das heißt vo größerer Bedeutung isch geng d'Herbstmäz gsi, will mit em Chachelimärit glichzittig no d'r Ziebelemärit zämesfällt, was für üs Bärner scho sit alte Zyte es großes Ereignis bedütet; es isch das en alti Bärnerspezialität, die vo Shtadt und Land im wahre Sinn des Wortes geng als eigelechs Volksfesch isch gfhret worde, nametlech i früehere Jahre, wo me sedh no a gmüetlich, chynshtädtisch Verhältnis isch gewohnt gsi.

Es isch albez e wahri Lust gsi, e Gang z'mache um d'Chachelishtänd. E settigi Uswahl vo wyhe u farbige Tabli mit und ohni Schlänge, Blättli, Milchhäse i allne Numero, bruns Bruntrutergschirr, Gaffee-u-Theechanne, Salattiers, Ankehäse, Suppeschüble, Chäsglogge u süsch no aller gattig Gschirr, so rächt d'r Shtolz vo me ne guete, sorgsame Husmuetti; derzue no dä herrlich Duft vom Heu, wo d'Gschirr drinn gläge-n-isch, h'atme.

Was sedh da alles abgschpielt het uf däm Märät, hei alli die, die's nid sälber gseh hei, ke Ahnung. Wie mängs verliebts Päärli het sedh da albez ngfunde. Re größeri Freud het Chriachte am Bäbi chönne mache, als wenn är mit ihm bim Bärge Dorf (so het nämlech en alte Gschirrhändler gheiß) isch ga-n-es Chacheli chouse mit Guldrand u schöne Blüemli verziert, mit d'r Uffschrift „Aus Liebe“ und umfehrt d's Bäbi d'm Chriachte-n-eini, wo's druf gheiß het „Zum Andenken“ oder „Aus Freundschaft“. Gägefhtig e treue Blid u d'r Bund für d's Läbe isch gmacht gsi.



Die ehemalige Grabenpromenade in Bern.

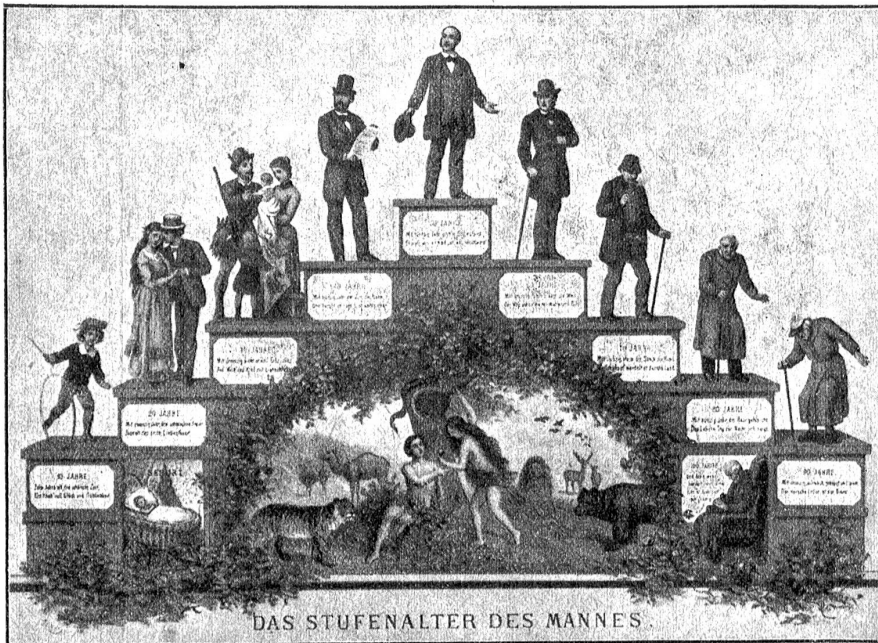
„Was schmödt da so herrlich? daß me vor Gluscht fäschet vergeit!“ frägt Bäbi ungereinisch d'r Chriachte; är lat si das nid zwöi Mal frage u geit mit sim Schak schner-schtrads i Egge vo d'r alte Ryttschuel zum „Waffle-Haldima“, dä grad druf los früschi Roschhüchli bachet u se mit Zuder übershtreit. Aer, d'r shtolz Burebursh fragt nid lang nach em Brys, lat sedh e par upade u git se Bäbi mit d'r Bemer-kung, si welle jiz i Chornhuschäller uf d's große Faß, das sig de öppis zum Wn. Nach d'r Shtärkung mache si zäme-n-e Gang uf e Bäreplaz. Bäbi vergeit fäschet vor luter Freud, wo-n-ihm Chriachte jiz no uf alles use bi d'r nächste Mäz-bude-n-es silberigs Bröscheli chamet. „Danke heig ich. Chriachte, viu Mau Danke! aber was wird o mis Muetti deheime säge?“ u derby wird's ihm ganz warm um d's Särz, wird güggelrot u weis vor luter Verlägeheit gar nid wohi luege.

Chriachte nimmt jiz si Uhr vüre u i däm Momänt schlat's am Cheturm grad dreiviertel uf Zwölfi. Chriachte meint, er heig jiz im Sinn ga „Zungeli z'butte“ (Chüchli ässe) u ladet si Schak n zum Chüchli-Fankhufer im Shtatt-haltergäbli. Bäbi seit, es sig ihm glich, es heig nadisch scho am Englesi i sim Wage Zwöufi glüet. Hand i Hand joggle si zäme gäge d's Ziebeleagäbli zue, schwänke-n-ume-n-Egge-n-ume i d's Shtatthaltergäbli, wo si sedh i däm fründliche-n-Eggstübli im erschte Shtock bi me Chacheli Warme, badne Chalbsfüeh u Schnittli güetlech tüe. Bäbi cha nid gnue rüehme, wie ihns jiz das Z'mittagäffe guet düechi, das sig einisch öppis anders, als geng nume „Schnik u Schpäd“ oder „Gschweuti und Verbs-mues“.

Nach em Nesse mache si zäme-n-ab, was si am Nahmittag weue fürnäh. Unte-n-im Schaalgäbli, wo vo d'r Mehgergaß a d'Chramgaß füehrt, steit a jeder Mäz en älteri Frou, wo d'r Muur nah a ne re Schner aller Gattig schöni Helge-n-uschstellt. Si Letti heig ihm scho lang gfeht, we-n-er einisch ga Bärn ine gangi, so soll är ihm für si Dorfpinte das Biud vo d'r „Läbesleitere“ dörft ga chouse. „Ja, i tenne's o!“ meint Bäbi, „mi Better Sämi i d'r Südere änet d'm Bärge het's scho sit mängem Jahr ygrahmet u ich vo aune sine B'sich scho viu bewunderet worde. Das ich doch das Biud, wo d's Läbe vom Möntsch vo Geburt bis zum Tod i zähe-n-Abchnitte uf



Chachelimärit in Bern.



E Gang dür di alli Bärnermäss. — Das Stufenalter des Mannes.

Schätgetritte so sinnrych dargstellt wird u unde-n-ache de Schpruch scheidt:

Ein Jahr ein Kind,
Zehn Jahr ein Knabe,
Zwanzig Jahr ein Jüngling,
Dreißig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgetan,
Fünzig Jahre Stillestand,
Sechzig Jahr fängt d's Alter an,
Siebenzig Jahr ein Greis,
Achtzig Jahr schneeweiß,
Neunzig Jahre Rinderspott,
Hundert Jahre Gnad von Gott."

„Du hest Nacht, Väbi, grad das mine-ni, u jiz hü uf e Wäg, mer wi de nachhär no uf d'Schükematt!“ I däm Gähli aglangt, chouft er schnäll das Bild u gseht du no-n-es zwöit's dernäbe, wo ne Wirt bim Sodbrunne schreit mit d'r Uffschrift „Hier wird nicht gepumpt“. Aher bsinnt si nid lang u lat du das no zum angere-n-upade; „d'r Metti heig sicher o Früd da dra, denn es gäb geng e so uerschant Hüng, die bi-n-ihm au Bott chöme cho-n-es „Baggeli Brännts“ uf e Chnebu näh!“

Chrischte haltet, was er verspricht, drum gseht me ne jiz mit glücklicher Myne gäge d'Schükematt use schpaziere, aber will's hüt grad so ne wichtige Tag isch, so chöme si vo luter Drüd u Gschtungg fascht nit düre. Ihre-n-erschte Gang uf em Wägplaz füehrt se i-ne Gschänkhütte, d's Panorama vom Wäber us Zürich, i däm me als gröschti Rönigkeit d's „Gfächt uf dr Düppelerschanze“ cha luege; Chrischte, als junge-n-ferige Soldat, wott das o gseh. Wo si nach e re halb Schtund wieder use chöme, wird ne a d'r Kasse gäge Vorwysung vom Ytrittsbillet es Gschänk verabreicht. Väbi überchunnt es lüchtigs Schwarzwälderztyli mit Gwicht u Chrischte e feine Suppeschöpfer. Chrischte wird übermüetig u seit zu Väbi: „So Väbi, jiz chönnte mer de gly hürate, mer hätte d'r Husrat ja baud bine enangere!“ (Schluß folgt.)

Die Hausiererin.

Von Elsa Bärli, Bern. (Nachdruck verboten.)

Prasselnder Regen peitscht die Straßen, Sturmjohlen gest um die Ecken und treibt Nebelfegen zu brauenden Wolken

zusammen. Menschenleer gähnen trostlose Gassen! Ein einziger Mensch tastet drüben, eng an die Hausmauern gedrückt, vorwärts. Es ist ein altes, gekrümmtes Mütterchen mit einem schweren Hausierkasten am Rücken. Beim ersten Hausgang bleibt es stehen, wischt mit der knöchernen Hand die Regentropfen aus dem Gesicht, schüttelt die triefenden Kleider, geht hinein und steigt langsam treppauf. Ein mühsames Schreiten! Nach der ersten Treppe macht es Halt, stellt den schweren Kasten ab und zieht das durchnässte Tuch vom Kopf. Weiße Haarsträhnen kleben an der Künzelsirne. Alt muß das Mütterchen schon sein! Tief liegen die schwarzen Augen unter buschigen Brauen, das schmale, braune Bronzef Gesicht verrät die Südländerin. Ein Frieren geht durch die schwächliche, dürstige Gestalt. Sie bindet das ausgerungene Tuch wieder um die weißen Haare und trippelt weiter.

Kniend ordnet sie vor der Korridortüre im ersten Stock ihre Ware, rückt da ein Stück Seife ins bessere Licht, dort einen Fadenknäuel an einen augenfälligeren Platz, wischt schnell noch mit dem Handrücken den Staub von den Holz-

kannten und läutet zaghaft. Bei der barschen Abweisung, die ihr zuteil wird, fliegt ein entschuldigendes Lächeln, das noch blendend weiße, gesunde Zähne blinzen läßt, um die welken Lippen. Geduldig packt sie wieder zusammen und steigt höher. Auch da wieder Abweisung. Bleibt noch das letzte Stockwerk! Einen Moment setzt sich die Alte auf die steinerne Treppe und besinnt sich: Soll sie hinauf gehen oder soll sie umkehren? Sichtbar schwer fällt ihr das Treppensteigen! Mit einem Ahseljuden probiert sie's. Diesmal hat die Hausiererin Glück. Die warmen Augen der jungen Frau prüfen mit leidensvoll die dünngekleidete Gestalt. Sie hört nicht auf das Anpreisen der Ware, sondern fragt die Alte, ob sie essen möchte. Die Alte nickt erfreut. Wie tief das „Grazia“ klingt! — „Sie sind wohl Italienerin?“ fragt freundlich die junge Frau. „Si, si Signora, von Melune“, antwortet die Südländerin und ist glücklich, daß sich jemand um sie bekümmert. Sie will sich auf den Kasten setzen, aber die junge Frau heißt sie hereinkommen. In der traulichen Küche bekommt das Mütterchen am sauberen Tisch warmes Essen. Unbehaglich betrachtet es die nassen Spuren, die es auf den glänzenden Fliesen hinterlassen; es wäre wohl lieber draußen geblieben und hätte ungesehen die Suppe gelöffelt! Wie aber die junge Frau mit ihr zu plaudern anfängt, sich mit den wenigen Worten, die sie Italienisch versteht, zu verständigen sucht, verliert die Hausiererin ihre Scheu, ist gierig und erzählt in gebrochenem Deutsch, immer wieder ins Italienische verfallend, ihre ach so traurige Lebensgeschichte. Sie gibt ihre Adresse an, zum Zeichen, daß das, was sie sagt, wahr ist und man sich erkundigen kann.

Ihr Erzählen hat nichts Sentimentales, nichts Aufgebautes, nichts Mitleidheißendes, erschütternd einfach und schlicht rollt sie Bild um Bild ihres mühseligen, entbehrungsreichen und doch so zufriedenen Lebens auf. Nur wie sie von ihrer geliebten Heimat spricht und den drei Söhnen, die sie von ihren 12 Kindern dem Krieg hat opfern müssen, geht ein Zucken über das vergilbte Pergament ihrer verschrumpften Haut! — Aber wie sie davon erzählt, daß ihr nur noch wenige Franken fehlen zum monatelang zusammengeparten Geld, um wieder in die sonnige Heimat zurückzureisen, verflärt ein Leuchten das runenbesriebene, schmale Greisengesicht und frohgemut trägt sie ihren Siebenfachentasten durch Regen, Sturm und Nebel — hinter all' der Trostlosigkeit winkt ja ihr sonniges, farbiges Melune! —